

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 92.

Montag, 13. April.

1931.

Ein Mädchen — weiter nichts / Roman von Paul Enderling.

(8. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Was wollte Krille in Eberswalde, in Stettin? Ein dichter Reif begann sich langsam um Dollingens Stirn zu legen.

„Sie waren doch gestern mit ihm zusammen?“

„Ich sah ihn nur flüchtig.“ Er verbesserte sich: „Nur für einen Augenblick.“ Er wollte doch diesem Menschen nicht Gelegenheit zur Wiederholung seines albernen Wizes geben.

„Und er übergab Ihnen da etwas, nicht wahr?“

Dollingen nickte. Er war keines Wortes mächtig.

„Wollen Sie nicht einen Schluck Wasser nehmen, Herr Dollingen? Da steht ja welches. Bemühen Sie sich nicht. Ich bediene Sie.“ Er stand wirklich auf, holte die Karaffe und das Glas und schenkte ein.

Als er es Dollingen hinhielt, dachte dieser: wenn ich es ihm jetzt ins Gesicht gieße, habe ich Zeit zur Flucht. Aber er nahm das Glas doch und leerte es in einem Zuge. Er fühlte sich frischer und elastischer.

Der andere blieb neben dem Stuhl stehen. „Nun ist uns wieder wohler, wie?“, fragte er mit gutmütigem Lachen. „Also er gab Ihnen bei dieser Gelegenheit eine Mappe, nicht wahr?“

„Eine dunkle Ledermappe, ja.“

„Sie kannten natürlich den Inhalt?“

Dollingen antwortete mit einem Kopfschütteln.

Der Fremde ging wieder um den Tisch herum und setzte sich. „Sie haben diese Mappe dem Geschäftsführer abgegeben — das war sehr klug gehandelt.“

Die Erleichterung, die diese Wendung ihm brachte, war so groß, daß er gar nicht darüber nachdachte, wie dieser Mensch zu all diesen Einzelheiten gekommen war. Eine Last fiel von ihm ab.

„Schade nur“, setzte der andere hinzu, „daß in der Mappe die Hauptsache fehlt. Ja, denken Sie sich: sie fehlt.“

„Was fehlt?“

„Das Dokument.“

„Dokument!“, wiederholte Dollingen geringschätzig. „Was für ein übertriebener Ausdruck für einen geschäftlichen Voranschlag!“

Er fühlte die Aufmerksamkeit seines Gegenüber erwachen und er war sich bewußt, unvorsichtig gewesen zu sein. Aber es war zu spät. Das Wort war nicht mehr zurückzuziehen.

Übrigens schien der andere es gar nicht bemerkt zu haben. Er begann mit seiner matten, schleppenden Stimme, die in einem so seltsamen Gegensatz zu den scharf umrissenen Zügen stand: „Es ist deshalb so bedauerlich, weil es ein sehr wichtiges Dokument war.“

„Wirklich?“ Dollingen versuchte, Hohn in seine Stimme zu legen, aber er empfand selbst, daß es nur schlecht glückte. „So schrecklich wichtig wird es ja am Ende nicht gewesen sein?“

„Darüber sind die Ansichten eben verschieden. Und nicht nur die von uns beiden, Herr Dollingen.“

„Eine geschäftliche Sache, du lieber Gott. Die Konkurrenz im Wirtschaftsleben ist doch im allgemeinen nicht von so schüchternen Skrupeln geplagt. Auch die Motoren-A.-G. nicht.“

„Es handelt sich gar nicht um die Motoren-A.-G.“, unterbrach ihn der andere. Er beugte sich über den

Tisch und prüfte ihn scharf. „Hat dieser Krille wirklich von solchen Dingen gesprochen?“

Dollingen hielt den Blick aus. „Er sprach von einem Voranschlag für irgendeinen Wettbewerb, ja. Wochenlang hat er mich damit gelangweilt. Als ob ich von solchen Dingen eine Spur verstünde.“ Seine Hand schlug schwer auf den Tisch. „Aber ich habe die Sache nicht gemacht. Das kann ich beschwören.“

Der Herr im zugetrappten Mantel sah ihn noch immer an. „Wissen Sie, was in der Mappe war?“

„Ich sagte es doch schon“, erwiderte Dollingen ungeduldig.

„Entweder sind Sie wirklich ahnungslos oder Sie sind —“ Er vollendete den Satz nicht und fuhr nach einer kurzen Pause fort: „Die Mappe enthielt ein politisches, richtiger gesagt, ein militärisches Dokument von größter Wichtigkeit.“

Dollingen zuckte zusammen wie unter einem elektrischen Schlag. Er spürte Schweiß auf seiner Stirne aufperlen, aber er hatte nicht die Kraft, ihn abzuwischen. „Unmöglich“, stammelte er.

„Es handelt sich um nichts weniger, als um den Verrat militärischer Geheimnisse an eine fremde Macht. Sie wissen doch, wie man so was nennt?“

„Hochverrat?“

„So ähnlich, ja. Ich sehe jedenfalls, daß Sie sich nun der Bedeutung unserer Angelegenheit bewußt sind.“

Dollingen fühlte den Boden unter sich wanken. Dunkle Kreise, die sich nicht verschrecken ließen, wirbelten um ihn herum, schlangen sich ineinander und wandelten sich zu schwarzen Punkten, die vor seinen schmerzenden Augen tanzten. Langsam begriff er: Krille hatte ihn betrogen und zum Mitteilnehmer an einer Schurkerei gewinnen wollen. Entsetzt starrte er den Fremden an.

„Erzählen Sie, bitte, genau den Vorgang dieser Nacht. Lassen Sie nichts aus. Alles kann von Wichtigkeit sein — für Sie. Also, Herr Krille kam um welche Stunde?“

Dollingen dachte einen Augenblick nach. „Es wird um zwei Uhr gewesen sein.“

„Stimmt. Um eben diese Zeit wurde er an der Ecke der Jägerstraße festgestellt. Und was tat er dann?“

„Er sprach zuerst davon, daß ich schlecht aussehe und daß ich verreisen sollte.“

„Reisen?? Und ein Ziel gab er nicht an?“

„Nein, er sprach auch davon, daß er mich bei der Motoren-A.-G. unterbringen könne. Ich fuhr ja bei dem letzten Rennen in einem Wagen der Firma mit ihm — aber das ist wohl nicht wichtig?“

„Alles ist wichtig. Sie sagten, daß Sie schon gestern schlecht ausgesehen hätten?“

„Ich hatte mir etwas zuviel zugemutet und dann hatte ich eine schlimme Nachricht bekommen.“

„Darf man fragen, was das für eine Nachricht war?“

„Nein.“ Dollingen ballte beide Fäuste. Nicht auf der Folter werden sie das aus mir herausholen.

„Hm. Fahren Sie, bitte, fort. Herr Krille gab

Ihnen dann die Mappe zur Aufbewahrung, nicht wahr?"

"Ja. Und ich gab sie ab. Das ist alles." Er fühlte sich wieder ganz ruhig.

"Warum gaben Sie sie dem Geschäftsführer?"

"Es war gerade in der Nähe."

"Können Sie sagen, wieviel Zeit zwischen der Übergabe der Mappe und Ihrer Weitergabe verfloß?"

Dollingens Gesicht verzerrte sich in einem inneren Schmerz. "Es kann höchstens eine Minute gewesen sein", antwortete er mühsam.

"Nicht mehr?"

"Ich nahm die Mappe, überlegte, daß sie in der Kleiderablage des Personals nicht sicher genug sei —"

"Warum dort nicht sicher genug?"

"Sie ist nicht verschlossen. Jeder kann dort hinein. Oder glauben Sie, daß die Angestellten Garderobe-Marken bekommen?"

"Das ist es eben. Fiel Ihnen denn nicht auf, daß dieser Krille die Mappe nicht einfach in der öffentlichen Garderobe abgab? Es wäre doch das Nächstliegende gewesen."

"Darüber habe ich nicht nachgedacht", erwiderte Dollingen kühl. "Da er mich kannte, war es doch nicht so auffällig, daß er sie mir anvertraute."

"Sie waren Freunde?"

"Wir waren Bekannte. Wir haben in der ersten Zeit unseres Berliner Aufenthalts auf dem gleichen Flur gewohnt und er hat uns durch allerlei nützliche Ratschläge gebient. In letzter Zeit war unser Verhältnis abgekühlt. Meine Verwandten sahen ihn nicht gern und er besuchte mich nicht zu Hause."

"Aber Sie trafen sich mit ihm?"

"Er wartete mich mehrere Male hier vor dem Hause ab. Übrigens hat er mir auch die Stelle in der Bar verschafft. Es war ein Nebenverdienst, den ich gut brauchen konnte."

"Sie haben studiert, Herr Dollingen?"

"Die Zwischenfrage reizte ihn mehr als alles andere. "Sehr richtig, Architektur. Aber wir Baltten haben all unser Eigentum verloren, wie Sie eigentlich wissen dürften. Oder ist das Ihrem Scharfsinn entgangen?" Seine Nerven bebten. Seine Geduld riß. "Ich habe Ihre Fragerei satt. Ja, satt bis zum Halse. Wenn ich ein Verbrechen begangen habe, so beweisen Sie es mir doch!"

Der Fremde schien seinen provozierenden Ton gar nicht zu bemerken. Er sagte erst: "Der Nachweis Ihrer Unschuld dürfte doch wohl in erster Linie Ihre Sache sein."

Dollingen brauste auf. "Ich habe die Mappe abgegeben, wie ich sie bekommen habe. Wo soll da eine Schuld sein?"

"Ich bin natürlich von Ihrer Unschuld überzeugt. Oder nehmen Sie an, daß ich es bin. Das kommt für Sie ja auf das gleiche heraus. Eine Kleinigkeit interessiert mich nur noch: war die Mappe offen, als Sie sie bekamen?"

"Ich habe nicht nachgesehen. . . doch, sie war wohl offen." Er überlegte: sonst hätte der Finder doch nichts heraus nehmen können. Es war wohl das sicherste, alles so sagen. Seine Unschuld mußte dann ja am leichtesten festzustellen sein.

Der Fremde lächelte ein kleines, triumphierendes Lächeln. "Finden Sie nicht selber einige Widersprüche in Ihrer Erklärung?"

"Widersprüche? Nein. Ich sage, wie es war."

"Erlauben Sie mal: erst haben Sie nicht nachgesehen. Dann wissen Sie, daß die Mappe offen war. Aber, um das zu wissen, hätten Sie doch das Schloß nachprüfen müssen?"

"Das habe ich selbstverständlich nicht."

"Sie war also nicht offen?"

"Sie stand wenigstens nicht offen. Das wäre mir aufgefallen."

Der andere betrachtete ihn neugierig, fast mit einer gewissen Sympathie. "Wissen Sie auch, daß Sie mit solchen naiven Aussagen Ihre Situation durchaus nicht verbessern?"

"Ich sage die Wahrheit. Die wollen Sie doch wissen."

"Überlegen Sie mal: ausgesperrt übergab man Ihnen die Mappe also nicht. Aber Sie wissen dennoch, daß sie unverschlossen war. Was soll ich mit solchen Aussagen anfangen?"

"Was Sie wollen", brüllte Dollingen. "Den Teufel auch, ich beantworte nichts mehr."

"Das wäre unpraktisch von Ihnen." Die Stimme wurde noch sanfter, sie wurde beinahe einschmeichelnd. "Etwas möchte ich nämlich noch wissen. Finden Sie es nicht selber sonderbar, daß eine Mappe, die ein so wichtiges Dokument enthielt, offen übergeben worden sein soll?"

Dollingen fühlte die Gefahr, die in diesen ewigen Kreuz- und Querfragen lag, wie ein leibhaftiges Wesen. Er schrie gereizt: "Ich weiß doch gar nicht, ob sie offen war. Mehr kann ich nicht sagen. Ich dachte es mir bloß so."

Der Fremde lehnte sich behaglich zurück. "Das ist nämlich die Kernfrage: wer hat das Dokument genommen? Nachdem Sie der Geschäftsführer an sich genommen hatte, ist der Mappe nichts entnommen worden. Das steht fest. Es muß also vorher geschehen sein. Wer war es wohl Ihrer Meinung nach?"

Alle Sicherheit fiel wieder von Dollingen ab. "Ich weiß nichts", sagte er dumpf.

"Sie sind ja in eine schlimme Geschichte verwickelt worden, Herr Dollingen. Es wäre das beste, Sie sagten alles, aber auch alles, was Sie wissen. Ich will Ihrem Gedächtnis auf die Sprünge helfen. Was war das zum Beispiel mit dem geschäftlichen Voranschlag, von dem Sie sprachen?"

Es schien das Schicksal dieses Zeichenkaales zu sein, daß hier das Spiel der Katze mit der Maus gespielt wurde — und immer war er die Maus gewesen. Ein kalter Strom rieselte ihm den Nacken herab. Was sollte er antworten? Jede Frage war eine Falle. Jede Antwort verwickelte ihn weiter in dies verhängnisvolle Netz.

"Nun?", fragte die höfliche Stimme.

"Die Wahrheit sagen! Alles! Mächte kommen, was da wollte! Er ertrug dies Spiel nicht mehr."

"Krille wollte auf diesem Wege einen Voranschlag seiner Firma der Konkurrenz zugänglich machen, die ihn dafür bezahlte. Wenigstens sagte er das. Aber mir gefiel die Sache nicht und ich habe sie daher nicht gemacht. Das habe ich ja schon ein paar mal gesagt."

"Ein interessanter Herr, dieser Krille", meinte der andere schmunzelnd. "Nun, vielleicht ist er in diesem Augenblick schon in Haft genommen und alles klärt sich auf — auch für Sie."

"Ich könnte darum beten", sagte Dollingen fast stöhnend.

Der Fremde sah so liebenswürdig aus, daß er Mut zu seiner Frage bekam: "Nicht wahr, es ist doch nur ein Bluff, daß ausgerechnet Krille in den Besitz wichtiger militärischer Papiere kommen konnte?"

"Leider nicht. Es war nicht einmal so schwer für ihn. Ich kann es Ihnen ja im Vertrauen mitteilen, wie es dazu kam. Ein Mitglied des Aufsichtsrates hatte das Dokument in seiner Mappe. Krille ließ an ihrer Stelle eine ganz gleich aussehende, die mit illustrierten Zeitschriften und Magazinen gefüllt war. Sehr unterhaltende Blätter, aber ein etwas schwacher Ersatz." Er lachte grünlich.

"Also ist er sehr raffiniert zu Werke gegangen."

"Das kann man wohl sagen. Er kann es in diesem Beruf noch weit bringen — wenn man ihm Zeit läßt. Diesmal ist es nun vorbeigeklungen. Der Indizienbeweis ist lückenlos geschlossen."

Er erhob sich und nahm seinen Hut zur Hand. Gottseidank, die Quälerei war vorüber. Alles hatte sich aufgeklärt. Alles verlief und zerfiel wie der Schmel eines wilden Traumes. Nervös spielte Dollingen mit dem langen Zeichenstift. Es gab einen kleinen Knack — die Spitze war abgebrochen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Huber Naz und die Frauen.

Von Wilhelmine Baltinester.

Der Huber Naz sitzt am Tisch. Es ist Sonntag. Er pukt seine Pfeifen, die in militärischer Ordnung vor ihm liegen. Aus dem Vordellkäfig am Fenster klingen die kleinen trahenden Geräusche, die der von Stange zu Stange flatternde und sich jedesmal ungeschickt anfallende, etwas verstellte Gimpel verursacht. Sonst ist's totenstill im Haus.

Jemand stößt die Tür auf. Eine nächtliche Frauensperson schiebt sich herein.

„Griiß Gott! Da wär' i!“ Sie kommt gleich mitten in die Stube hinein, bis dicht zum Huber Naz.

Der stiert noch ein paar mal in die Pfeife, die er gerade in der Hand hält, bläst durch, guckt durch und entschließt sich dann langsam, die ihm unterdessen längst dargereichte Hand zu nehmen.

Die da ist in diesem Jahre die neunte, die zu ihm „Probefochen“ kommt. Es ist eine etwas eigene Sache mit dem Naz, dem Kochen und den Frauen. Der Naz ist nämlich in mancher Hinsicht geizig; nur für sein Essen gibt er leichtes Herzens Geld aus. Eine Wirtschaftlerin mag er sich aber nicht halten, heiraten mag er auch nicht, angeblich, weil er noch keine fand, die so kocht, wie er es haben will.

Daher ist seine Bedingung für alle ehelustigen Frauenspersonen, die sich ihm nähern: erst vier Wochen Probefochen, dann wenn's geschmeckt hat, wird geheiratet. Nicht wenige gingen bisher auf diese seltsame Bedingung ein; denn schließlich ist der Naz Flokreich, und wenn er auch wunderlich ist, na schön, man wird ihn schon biegen und zimmern, bis man ihn erst in der eheringgeschmückten Hand hat.

Vorläufig heißt es, sich klug fügen. Der Naz kommt auf diese Art schon seit einem Jahr zu unbezahlten Wirtschaftserinnen, die er regelmäßig nach Ablauf der vierten Probewoche wegzuschicken pflegt, da ihm angeblich keine auflocht. Er hat nun mehr Feindinnen als Haare auf dem Kopf, und die Schar derjenigen, die willens sind, seine seltsame und harte Bedingung zu erfüllen, lichtet sich bedenklich, um so mehr, als die jeweilig abgebaute „Probefocherin“ den fröhlichen Spott der ganzen Gemeinde auf dem Budel hat und, da sie beim Huber Naz den Ehering nicht ersehen konnte, so leicht keinen Mann findet. Die Schar der Probewilligen ist also schon sehr klein und der Huber Naz weiß, daß er gar bald bezahlte Wirtschaftserinnen wird nehmen müssen. Trotzdem kann er sich zur Ehe nicht entschließen. Keine tat's ihm recht, und dabei haben alle ihr Bestes gegeben, haben gekocht und gebaden, daß es dampfte, haben die feinsten Gaumenwürzen verwendet, haben sich geplaut, geradert und vier Wochen lang nur für Rohnen und Essen gedient.

Die da steht, sieht resolut genug aus. Der Naz nennt herrlich gleich seine Lieblingspfeifen.

„Dös is nix!“ sagt sie. „Da kenn' i bessere!“

„No, alsdann zeig's!“

Abends schon steht etwas ungewöhnlich Gutes auf dem Tisch. Er ist, was sie mit Fürsorglichkeit und sicherem Können gekocht hat. Er sagt nicht mäh, nicht nub. Sie ahnt nicht, ob's ihm schmeckt oder nicht und eine direkte Frage beantwortet er mit einem lässigen „No ja, 's geht.“

Die Frau am Herd weiß: auch sie wird nach den üblichen vier Wochen hinausfliegen. Der da will gar nicht heiraten, der will nur unbezahlte Wirtschaftserinnen haben, indem er ihnen die Ehe in Aussicht stellt.

Am nächsten Tag bekommt der Huber Naz einen Frach vorgeseht. Er spielt den Blechlöffel in die klebrige Masse, schaut die Frau, die ihm gegenübersteht, mit zornig erhobnem Herrschertinn und funkelnden Augen an. „Woas is nachher dös, ha?“

„s' Mittag“, sagt sie trocken.

„Dös is ka Mittag nit, dös is a Dred! Und a Sünd' is“, dös, woas der Himmel wachsen laßt, a so käuisch berz'richt'n!“

„Abends kriagst was Besseres“, sagt sie gleichmütig und stopft das, was er stehen ließ, mit gutem Appetit in sich hinein.

Abends steht das allerledeste Prachtgericht auf dem Tisch, ihm, der mißtrauisch zum Tische stapfte und der seine Nase verdrossen und umständlich prüfen ließ, ehe er sich überhaupt setzte, wässert es in den Mund. Seine Augen alogen, seine Zunge leckt gierig. Er kann nicht genug bekommen.

„Schmeckt's?“ fragt sie mit alänzendem Gesicht.

„No ja, 's geht.“

Vor Born über seine Falschheit möchte sie mit der Taust

auf den Tisch schlagen oder auf seinen Schädel. Sie beherrscht sich. Das nächste Mittagessen ist wieder ganz köstlich. Er lobt es nicht. Sie fragt nicht. Abends bekommt er etwas Ungeziehbbares.

„Kreuzfatra no amal! Kannst loch'n oder nit?“ erboßt er sich brüllend.

„Dat's Dir g'schmeckt gestern?“

„Gestern scho!“

„Alsdann werd' i wohl loch'n könn'n!“

Er wird nicht klug aus dieser neuen Probefachdantinn. Was will sie, was kann sie, wie ist sie, wie ist ihre Kochkunst, kann sie nur wenige Speisen auf vorbereiten und versagt sie bei anderen? Ist's Verstellung? Was ist überhaupt mit der da los?“

Drei Wochen und eine halbe vergehen in aufreizendem Wechsel zwischen gaumentzehlenden Köstlichkeiten und ungeziehbarem Zeug. Solche Herrlichkeiten, wie sie diese Frau in aufgelaunten Tagen auf den Tisch bringt, hat ihm noch keine vorgelegt, aber solchen Frach, wie sie ihn an ihren bösen Tagen zustande bringt, hat ihm auch noch keine unter die Nase gestellt.

Einmal fragt er sie gerade heraus, aber möglichst zart, um sie nicht zu reizen, ob das schlechte Essen, das es zuweilen gab, mißlungenes oder absichtliches sei. „Na möcht's nit glaub'n, denn moandmoal loch't i a, dös 's a Veranüa'n is!“

„Freit kann i's!“ erwidert sie breit. „Wann ma liab s' mir is, kann i allerhand! Dös da is no goar nix!“

Das merkt er sich und ist „liab“, indem er alles lobt. Seither kriegt er ein Essen, daß ihm der Magen schon Stunden vorher vor Freude schwillt.

Knapp, ehe die vierte Woche um ist, bekommt er etwas Neues vorgeseht, daß er nur so schmalzt und schmeckt. Abends sagt er „No, und morg'n find d' vier Woch'n um. I hot' Dir Dei Koffel vom Seubod'n ab!“

So, jetzt weiß sie es: sie kann noch so gut kochen, er bindet sich nicht.

Sie schaut ihn arok an, sagt nichts. Abends steht das Koffel vor ihrer Kammertür, sie zieht's herein, man hört sie einpacken.

Am Morgen des Abschiedstages rennt sie schon mit dem Hut auf dem Kopf herum, tut nichts mehr, er kann sich allein irgendeine Suppe brauen. Sie gerät ihm schlecht.

„Und iek' adies!“ sagt sie, steht da und gibt ihm die Hand.

Er gibt ihr nicht gleich die seine. „Kunntest ja schließl no bleib'n a Zeit“, meint er, mißveranüat löfend.

„Und wann werd'n mer dann aufgebot'n?“ fragt sie erhobenen Gesichts.

„Goar nia!“ sagt er. „So hab' i's nit a'moant!“

„Adies!“

„Na, na, woas hast's denn goar so eilig?“

Sie ist schon an der Tür, schiebt ihr Koffel binaus.

„Sonntag kunnt ma uns aufbiet'n lass'n!“ sagt der Naz hinter ihr.

Sie lehrt von der Tür um und bleibt. — — —

Vier Wochen später haben sie geheiratet. Der Huber Naz behauptet, so gute Sachen wie in der Probeseit habe er in seiner Ehe nie wieder zu essen bekommen, obwohl er dauernd „liab“ war.

Das blaue Auto.

Von Henri van Wermesterken.

„Haben Sie etwas, was Sie bedrückt, Hendon?“ fragte der Bantier seinen Proturisten und Vertrauensmann, der ihm gegenüber am Schreibtisch saß und heute auffallend zerstreut war. Hendon schwieg einen Moment, stand dann langsam auf und sah seinen Chef, der ihm wohlwollend zulächelte, gerade in die Augen:

„Ja, Herr Brintman, ich habe etwas auf dem Herzen.“

„Na, dann heraus mit der Sprache.“

„Ich habe nicht spekuliert, ich habe keine Sorgen, aber . . . ich bin einer Sache verfallen, der ein Mann gewöhnlich nicht entgeht: der Liebe.“

„So so“, lachte der Bantier, der etwas Ernsteres befürchtet hatte und lüchlich erleichtert schien. „Wollen Sie sie heiraten?“

„Ja, wenn das so leicht wäre. Sie ist ein Schatz, sie ist die einzige Frau, die mich glücklich machen kann, aber ihr Vater ist dagegen. Er hat höhere Pläne mit ihr. Es ist ein alter Didlow, der niemals seine Zustimmung geben wird. Was würden Sie mir raten, zu tun?“

„Kümmert sie sich um die Wünsche des Vaters?“

„Sie liebt ihn sehr.“

„Mehr als Sie?“

„Nein, das nicht, aber das ist noch kein Grund, ihren Vater zu erzürnen.“

„Was kann der Mann aber schließlich für höhere Pläne haben“, erwiderte der Bankier, „als seine Tochter mit jemand zu verheiraten, der später meinen Platz hier einnehmen soll? Er soll froh sein, einen tüchtigen Schwiegersohn zu bekommen. Und was dachten Sie nun? Soll ich selbst mit ihm sprechen?“

„Er wird nicht auf Sie hören. Er ist sehr reich und hat große Beziehungen. Die Sache ist leider ziemlich hoffnungslos.“

„Dann bleibt nur ein Mittel übrig. Wenn sie Sie wirklich liebt — entführen Sie sie!“

„Entführen?“ Der junge Mann sah seinen Chef sprachlos an. „Jawohl, entführen. Es ist ein sehr antikes Mittel, aber auch heute noch brauchbar. Der Fall fängt an, mir Spaß zu machen.“

„Wissen Sie, was wir tun wollen? Ich stelle Ihnen meinen großen Wagen zur Verfügung und gebe Ihnen eine Woche Urlaub. Sie fahren mit Ihrer Auserwählten nach Brüssel oder Antwerpen und telegraphieren mir von dort, daß Sie wohl und munter sind, und dann werde ich einmal mit dem Herrn Papa reden. Dann wollen wir doch mal sehen, ob wir den alten Dickschäbe nicht auf andere Gedanken bringen können!“

Hendon schwieg, übertrug von der kühnen Idee des alten Herrn. Dann reichte er ihm die Hand:

„Ich glaube fast, daß Sie recht haben, daß dies der einzige Ausweg ist. Ich wäre selbst nicht darauf gekommen, aber die Idee scheint mir anständig. Also einverstanden!“

„Gut. Und wer ist es nun?“

„Ich möchte den Namen doch gern aus dem Spiel lassen, bis ich sicher mit ihr an unserem Bestimmungsort bin. Inzwischen werde ich mit ihr sprechen und alles Nötige vorbereiten.“

„Bravo!“ sagte der alte Herr und strahlte vor Vergnügen.

Zwei Tage darauf kam Hendon ins Bureau und sagte:

„Heute Abend soll es losgehen, Herr Brintman.“

„Sehr schön. Sehn Sie, das gefällt mir. Damit beweisen Sie, daß Sie nicht nur ein guter Geschäftsmann sind, sondern daß Sie auch energisch in der Liebe sein können. Das verspricht Gutes. Ich werde gleich meinem Chauffeur Bescheid sagen.“

Am selben Abend hielt ein großes, blaues Auto vor Hendons Wohnung und fuhr dann mit ihm nach der Ecke des Parks, wo ein junges, schlankes Mädchen, das einen Schleier um den Kopf trug, rasch in den Wagen glitt.

Der Chauffeur, gut instruiert von seinem Herrn, fuhr mit achtzig Kilometer Geschwindigkeit über die Landstraße. Um zehn Uhr war das Auto an der Grenze und um Mitternacht fuhr das Paar vor dem Palace Hotel in Brüssel vor.

Als der Bankier am nächsten Morgen ins Bureau gehen wollte, überreichte ihm der Diener ein Telegramm:

„Gut angekommen. Bitte, sprechen Sie mit Ihrem Vater. Beide wohl. Hendon. Palace Hotel Brüssel.“

Der Bankier lachte zufrieden. Aber plötzlich fiel ihm ein: So ein Dummkopf! Da hat er ja vergessen, den Namen mitzudrucken!

In diesem Moment kam die Kammerjose mit verlegenem Gesicht ins Zimmer.

„Ach Gott, Herr Brintman, erschrecken Sie nicht, aber das Fräulein ist gestern Abend ins Theater gefahren, und bevor sie ging, sagte sie, daß ich nicht auf sie warten zu brauche und ihr heute um halb neun das Frühstück bringen sollte, und nun...“

„Na, was ist denn?“

„Nun ist sie nicht nach Haus gekommen.“

Verdutzt starrte der Bankier sie an.

„Nicht nach Haus gekommen?“

Da fiel sein Blick auf das Telegramm. Dann sah er die Kammerjungfer an und dann wieder das Telegramm.

Dreimal fluchte er sehr laut und grob. Dann brach er in schallendes Gelächter aus und zeigte auf seine Stirn.

„Haben Sie schon einmal einen idiotischen Bankier gesehen, Marie?“

Marie lachte verlegen.

„Nun, hier ist einer!“

Dann besann er sich.

„Da erschrecke ich noch und vergesse ganz, daß wir verabredet hatten, daß sie nach dem Theater bei Tante Jeanne bleiben sollte.“

Dann schrieb er ein Telegramm aus, das seine Antwort enthielt. Es lautete:

„Habe mit Vater gesprochen. War tödlich erschrocken, aber der alte Dickschäbe gab schließlich nach. Gibt euch seinen Segen. Erwarte euch heute nachmittags. Vater.“

(Berechtigte Übersetzung von Willy Blocher.)

Zum fünften Male entführt.

Das Leben schafft Romane. — Das Glück des Bettelsmädchens. — Die fünf seltsamen Entführungen. — Die Frau mit dem größten „sex appeal“. — Die Circe vom Broadway.)

In New York wurde vor einigen Tagen die Gattin des Millionärs Webster von einem Verbrecher entführt, als sie zur Oper fuhr. Sie blieb drei Tage verschollen, da sie von ihrem Entführer im Auto durch Äther betäubt worden war und in seinem Auto festgehalten wurde. Es gelang ihr aber zu entfliehen, da sie viel Geld bei sich hatte und den Hauswart bestechen konnte. Dieser kleine Liebesroman ist nicht besonders aufregend. Ähnliche Vorfälle ereignen sich in New York häufig und man würde von dieser Geschichte kein besonderes Aufhebens machen, wenn nicht das Schicksal dieser Frau in eigenartiger Weise bisher mitgespielt hätte. Es ist, wie amerikanische Zeitungen berichten, die fünfte Entführung, die bisher die junge Millionärgattin erlebte, und man kann in Anbetracht der seltsamen Ereignisse behaupten, daß das Leben die interessantesten Romane schafft. Wera Webster stammt wie ihr Vorname andeutet, aus Rußland. Schon als kleines Kind wurde sie von Zigeunern ihren Eltern entführt. Sie zog nunmehr mit den Zigeunern bis nach dem Balkan, wo sie betteln mußte. Da sie ein sehr schönes Kind war, so erhielt sie viel milde Gaben. Eines Tages kam eine Artistengesellschaft vorbei, die mit dem armen Kind Mitleid hatte, zumal es erzählte, daß es furchtbar mißhandelt werde, wenn es nicht genug Geld bringe. Der Direktor der Artisten entführte das Kind den Zigeunern und ließ es zur Künstlerin ausbilden. Die kleine Wera wurde eine der kühnsten Reiterinnen und erregte Sensation. Als sie 17 Jahre alt war, wurde sie von dem ersten Kunstreiter der Artistengesellschaft, der sich in sie verliebt hatte, dazu überredet, mit ihm zu fliehen. Bei Nacht und Nebel entführte er sie in ganz romantischem Sinne auf seinem Pferd und nach tagelangen Ritten kamen sie, wie es meist in den Kriminalgeschichten heißt, zum ersten Male wieder unter Menschen, denn sie hielten sich auf der Flucht am Tage verborgen, da sie fürchteten, daß der Zirkusdirektor sie verfolgen werde, war doch die junge Wera eine seiner größten Anziehungspunkte. Im Weltkrieg gingen die Geschäfte schlecht und beide wanderten nach Amerika aus. In New York gelang es dem Kunstreiter nicht, sich eine gute Stellung zu verschaffen, das junge Paar mußte bittere Not leiden. Zufällig lernte der junge Millionär Webster die schöne Artistin kennen, als sie sich in einer Agentur um ein Engagement bewarb. Der Inhaber der Agentur war ein Freund von Webster und unterbielt sich in seinem Büro mit dem jungen Millionär, als ihm die Kunstreiterin Wera Sobolnikow gemeldet wurde. Er ließ sie eintreten, hatte aber für ihre Wünsche wenig Interesse und hörte kaum zu, um dann kurz zu sagen, daß er für sie keine Stellung habe. Dafür aber hatte der junge Millionär Feuer gefangen, und als die Artistin ganz bedrückt und verzweifelt das Zimmer verlassen wollte, ging er ihr nach und erklärte ihr, daß er für sie eine Stellung habe. Er begleitete sie auf dem Nachhausewege und ließ sich von ihr ihr Schicksal erzählen. Als er erfuhr, daß sie für ihren Geliebten nichts mehr übrig habe, sondern froh wäre, von ihm los zu kommen, schlug er ihr vor, daß er sie in einer Pension unterbringen wolle. Sie sollte einen anderen Namen annehmen, damit der Kunstreiter ihre Spur nicht wiederfinden könnte. So wurde sie zum vierten Male entführt. Dieses Mal hatte aber das ehemalige kleine Bettelmädchen großes Glück, denn aus der heimatlosen Artistin wurde die Frau eines reichen Großindustriellen. In den Sternen schien es aber geschrieben zu stehen, daß sie auch jetzt noch vor Entführern keine Ruhe finden sollte. Schon als sie als Kunstreiterin auftrat, war sie häufig von reichen Männern mit Entführung bedroht worden, wenn diese sonst kein Gehör fanden. Ihre Schönheit hatte es jetzt, trotzdem sie bereits die Dreißig überschritten hat, einem ehemaligen Freunde ihres Mannes angetan, und er versuchte sich ihrer durch eine Entführung zu bemächtigen. Als er sah, daß sich die schöne Frau befreien konnte, floh er aus New York, da er eine strenge Strafe zu gewärtigen hatte. Die amerikanischen Zeitungen erklärten, daß Frau Wera das Urbild derjenigen Frau sei, die „sex appeal“ in höchstem Maße besitze. Nur so sei es zu erklären, daß sie auf die meisten Männer, mit denen sie bisher zusammengekommen war, einen fast zauberhaften Reiz ausgeübt habe. Im Mittelalter wäre sie vielleicht als Hexe verbrannt worden. Heute begnügen sich die Männer damit, sie anzuschwärmen, sie zu betracen, oder sie zu entführen. Unter ihren Bekannten heißt sie schon seit längerer Zeit die „Circe vom Broadway“.